

Kommentare

Dumm gelaufen. Just zu dem Zeitpunkt, an dem Sozialdemokraten sich als Garanten stabiler Rentenbeitragsätze anpreisen, kündigen SPD-Minister einen höheren Beitragssatz für 2003 an.

Windungen um die Rente

Von unserem Korrespondenten
Christoph Slangen

Die Erhöhung um zwei Zehntelprozent-Punkte ist zwar noch nicht beschlossene Sache, erst im November wird der Beitragssatz für das nächste Jahr endgültig festgelegt. Doch ohne Not baut der Finanzminister eine solch unpopuläre Zahl nicht in seinen Haushalt ein. Dass angesichts der schlechten Konjunktur die Beitragssatzspirale wieder nach oben statt nach unten geht, pfeifen die Spatzen seit Wochen von den Dächern. Der Neuigkeitswert ist also begrenzt. Überraschend neu ist allerdings die Unprofessionalität – besser: Toll dreistigkeit –, mit der die SPD-Wahlkämpfer dennoch von Stabilität reden. Bereits in diesem Jahr konnte nur unter Zuhilfenahme des Notgroschens der Rentenversicherung mit Ach und Krach das Beitragsniveau gehalten werden. Angesichts der wohl unvermeidlichen Beitragssatzerhöhung im nächsten Jahr wäre erst recht Zurückhaltung angebracht. Natürlich darf die SPD darauf hinweisen, dass in Sachen Rente bei der Union nicht alles eitel Sonnenschein ist. Der von ihr angekündigte Verzicht auf die Öko-Steuermilliarden des nächsten Jahres muss finanziert werden, wenn die Rentenbeiträge nicht – noch weiter – steigen sollen. Wie Stoibers Team das bewerkstelligen will, steht in den Sternen. Doch durch ihre falsche Selbstbeweihräucherung finden sich die Genossen jetzt da wieder, wo bekanntlich schlecht Steine werfen ist: Im Glashaus.

Wieder traf es Jerusalem, wieder hat ein palästinensischer Selbstmordattentäter die ohnehin traumatisierte israelische Gesellschaft in einen Schockzustand gestürzt.

Bomben fördern die Gewalt

Von unserer Korrespondentin
Inge Günther

Doch der Anschlag vom Dienstag ist nicht nur eine Wiederholung des allzu bekannten blutigen Rituals, dem fast gesetzmäßig weltweites Entsetzen folgt. Nein, eine neue Eskalationsrunde von nicht dagewesener Qualität scheint programmiert. Schon dass Israels Premier Scharon sich persönlich am Tatort blicken ließ, deutet daraufhin. Zur Rückhaltung jedenfalls dürfte kaum das Prinzip sein, von dem er und sein Verteidigungsminister sich anschließend bei der Verabredung eines Vergeltungsschlages leiten lassen. Wie lange Arafat sich noch in Ramallah halten kann, wird sich höchstwahrscheinlich in allernächster Zeit erweisen. Kaum einer auf internationaler Ebene, der sich vehement dafür einsetzt, dem umstrittenen Palästinenserführer eine letzte Chance einzuräumen. So hat die islamistische Hamas Scharon dem Ziel näher gebracht, seinen Erzfeind Arafat ein für alle Mal in die Wüste zu schicken. Militante Extremisten werden es auch sein, die weiterhin jeden Ansatz einer politischen Lösung unterminieren – ob mit oder ohne Arafat.

Abhilfe ist nicht in Sicht. Der Zaun, mit dessen Bau entlang des Westjordanlandes begonnen wurde, kann dauerhaft keine Sicherheit schaffen. Zu allem entschlossene Palästinenser werden allemal Wege finden, ihre tödlichen Bomben ins israelische Kernland zu schmuggeln. Die Lage bleibt verzweifelt.

Afghanistan

Die Auferstehung einer Gepeinigten

KABUL - „Inshallah – wenn Gott will, wirst Du zurückkommen.“ Der Abschied von Naweeda, einer damals 26-jährigen Afghanin, tat weh. Vier Jahre keinerlei Nachrichten von ihr, dafür nur Horrormeldungen über die Taliban. Ob sie überhaupt noch lebt? Eine Spurensuche im kriegsgeplagten Kabul.

Von unserer Redakteurin
Hildegard Nagler

Naweeda. Sie hatte ein wunderschönes Lachen. Tanzte zu Ehren des Gastes aus Deutschland, dass es eine wahre Freude war. Ganz hinten im Haus ihres Onkels. Die Mauern hatten Risse, die Fensterscheiben waren bei einer Explosion zerborsten, die Rahmen notdürftig mit Plastikfolie abgeklebt. Kabul im März 1998, inmitten von schneebedeckten Bergen gelegen. Es war verdammt kalt. Naweeda, ihre Schwester und ihre alte Mutter litten unter den Taliban, wussten nicht, wie überleben, weil ihnen Arbeiten verboten war. Trotzdem war ihre Gastfreundschaft überwältigend, ging ans Herz. Der Abschied von den drei bitterarmen Frauen war abrupt gewesen – dem Journalisten-Akkreditierungsantrag hatten die Taliban nicht stattgegeben, was einem Rauswurf gleichkam. Die afghanische Hauptstadt war zu verlassen. Spätestens am nächsten Tag. Naweeda bat, keinen Namen und keine Adresse aufzuschreiben. Aus Angst, es könnte herauskommen, dass sie sich mit einer Journalistin getroffen hatte.

Die junge Frau kämpfte um ihr Überleben, wie viele Afghaninnen. Ist sie vier Jahre später noch am Leben?

Die Frage wird immer qualender, je näher es auf Kabul zugeht. Die Boeing 727 der afghanischen Fluglinie Ariana summt lauter als moderne Flugzeuge. Aber sie fliegt in den tiefblauen Himmel. Blau ist die Freiheit. Ob die Stewardessen, zur Taliban-Zeit undenkbar, auch deshalb blaue Schleier tragen? Landung auf holpriger Piste. Die Klappen einiger Gepäckfächer springen auf, Stewards stürzen nach vorne, halten sie zu.

Naweeda. Sie hatte von der Freiheit geträumt. Wie ein Schatten ihrer selbst war sie mit ihrer Mutter, beide eine blassblaue Burka, den Ganzkörperschleier tragend, durch die Straßen Kabuls geschickt. Die Stimmung war bedrückend. „Eine Frau ist wie eine Blume. Sie darf sich nur zu Hause öffnen“, hatten die Taliban an eine Hauswand geschrieben. Die junge Afghanin lief Gefahr, zu verhungern und zu verdursten.

Sie blieb eine Erinnerung. Über Jahre. Es gab keine Verbindung, keine Antwort auf die Frage: Wie geht es ihr? Dann der Entschluss, auf die Suche nach ihr zu gehen.

Das Gedrängel am Flughafen in Kabul ist enorm. Das Gepäck-Rollband liegt brach, hat teilweise koffergroße Löcher. Dann die Stadt. Wie Stümpfe recken sich Häuserreste aus dem Krieg gen Himmel. Doch Kabul erwacht wieder zum Leben. Frauen – wenige nur mit Kopftuch, die meisten mit Burkas – gehen durch die Straßen.

Naweeda. Sie hat vor vier Jahren nicht, wie so viele, gebeten: „Nimm



Afghanische Frauen haben wieder Hoffnung. Trotzdem trauen sich in Kabul nur wenige ohne die Burka aus dem Haus.
SZ-Foto: Hildegard Nagler

mich mit nach Deutschland.“ Sie sagte: „Ich bleibe. Meine Landsleute brauchen meine Hilfe.“ Sie ging in Krankenhäuser, half dort mit dem, was sie erbettelt hatte, den Ärmsten.

Horrormeldungen aus Kabul

Die Situation der Frauen verschlechterte sich über die vergangenen vier Jahre in Kabul zusehends. Horrormeldungen gingen um die Welt. „Frau gesteinigt“ oder „Keine medizinische Versorgung für Frauen“ lauten Schlagzeilen.

Vielleicht ist die Afghanin in Malalei Zeschanton, einem Frauenkrankenhaus in Kabul, zu finden. Dr. Assisa zeigt sich hilfsbereit. Die hübsche Medizinerin führt durch das Haus. Die Zimmer sind überfüllt. In den Gängen, dunkel und lang, steht ein Bett am anderen – bezogen, aber schmutzig. „Manchmal müssen sich drei Hochschwangerere mit einem Bett begnügen“, sagt Dr. Assisa. „Es fehlt an allem hier.“ An einem Tag werden in dem Krankenhaus zwischen 70 und 100 Kinder geboren. „Nachwirkungen der Taliban-Zeit“, erklärt die Ärztin. „Verhütung und Abtreibung waren offiziell verboten. Nicht aber für die Frauen, mit denen die Taliban zu tun hatten.“ Zu viele Afghaninnen sind da. Die Gesuchte kennt keiner.

Naweeda. Das lebenslustige Mädchen sollte eine glückliche Kindheit haben. Doch der Vater kam in den Kriegswirren um – seit 24 langen Jahren wird in Afghanistan gekämpft. „Wie fühlt sich Frieden an?“, hatte die

damals 26-Jährige leise gefragt. Und, ohne eine Antwort abzuwarten, angefügt: „Es muss traumhaft sein.“

Taliban waren auf die hübsche Frau aufmerksam geworden. Sie hatten herausgefunden, dass ihr Vater, der sie hätte beschützen können, nicht mehr war. Naweedas Mutter lebte in ständiger Angst. Klopfte es an der Tür und stand ein Fremder davor, sagte sie mit zitternder Stimme, ihre Tochter sei nicht da.

Ob die Afghanin im Stadtgefängnis einsitzt? Ein Mitarbeiter des Kabuler Stadtkommandanten gibt die Genehmigung für einen Besuch. Fotos sind nicht erlaubt. Beklemmung, als sich die Tür hinter einem schließt. Wieder einer dieser dunklen Gänge. Von ihm gehen die Zellen, besser als Löcher bezeichnet, ab. Gefängnischefin Razia führt. Beklagt, ohne danach gefragt zu sein, die „miserable Unterbringung“ der 17 Frauen und Mädchen: „Es gibt nicht genügend Wasser, nicht genügend Essen, nicht genügend Schlafplätze.“ Dafür allerlei Ungeziefer. Manchmal schicke die Regierung ein halbes Brot pro Gefangene. „Doch was ist das schon?“, fragt Razia. „Ich habe hier eine Frau mit ihren vier Kindern. Die weinen vor Hunger.“ Shaima ist inhaftiert. „weil sie keine gute Beziehung zu ihrem Mann hat“, wie sie selbst erklärt. Acht Jahre hat sie mit ihrer Familie in Pakistan mehr dahinvegetiert als gelebt, für 30 Dollar im Monat geschuftet. „Mein Mann hat gefaulenzt.“ Weil sie die Scheidung wollte, habe er ihr ein Verhältnis mit dem Nachbarn angehängt. Was

Shaima und ihre vier Kinder, ihren Mann und den Nachbarn ins Gefängnis brachte. „Der Richter“, sagt sie, „wird Recht sprechen. Ich werde zu meinem Mann zurück müssen.“ Es sitzen noch ein: Die 14-jährige vaterlose Schasia, die verheiratet wurde und vom Haus ihres Mannes weggelaufen ist, weil sie ihn nicht liebt. Und die 27-jährige Fatuma, die Nachbarn beschuldigen, 300 Dollar gestohlen zu haben. Sie hat nichts zu essen, ihr Mann und die beiden Kinder draußen auch nicht. Zu viele Afghaninnen sind da. Die Gesuchte kennt keiner.

Der Traum vom Glück

Naweeda. Ihre große Leidenschaft waren „Bollywood“-Filme, so genannt, weil sie nicht in Hollywood, sondern in der indischen Filmmetropole Bombay gedreht werden. Sie schaute die Schnulzen, die sie den Krieg vergessenen Lieben, bei ihrem Onkel an. Dem war es gelungen, seinen Fernseher vor den Taliban versteckt zu halten. Die Handlung in „Bollywood-Filmen“ ist fast immer dieselbe: Ein hübscher Mann umgarnt eine wunderschöne Frau, beide besingen sich. Es kommt nicht einmal zu einer innigen Umarmung, geschweige denn zu einem Kuss. Eine Herz-Schmerz-Geschichte. Aber das Ende war für Naweeda wichtig. Die beiden hielten sich an der Hand, schauten in eine glückliche Zukunft.

„Der Überlebenskampf der vergangenen Jahre hat viele Mädchen und Frauen fast aufgefressen.“ Nooria

Maroofi vom „Netzwerk der afghanischen Frauen“ formuliert es drastisch. In Kabul hätten 25 Prozent der Frauen eine Schulbildung, auf dem Land nur ein Prozent. „Viele kennen ihre Rechte nicht“, sagt Nooria Maroofi. „Die eingesperrte Shaima beispielsweise, die beteuert, kein Verhältnis mit dem Nachbarn gehabt zu haben, muss laut unserer Rechtsprechung nicht zu ihrem Mann zurück. Er muss für seine Familie sorgen. Nur: Sie weiß das nicht.“ Und dann berichtet sie noch von einem großen Problem: Viele hilfsbedürftige Frauen hätten sich nach dem Fall des Taliban-Regimes gemeldet. Doch jetzt könnten die Mitarbeiterinnen des Netzwerks die meisten nicht mehr finden. Horrend gestiegene Mieten – immer mehr UN- und Hilfsorganisationen sind nach Kabul gekommen – zwingen die Frauen in die Obdachlosigkeit.

Zermürbende Suche

Die Suche nach der jungen Afghanin zermürbt. Die Ungewissheit schmerzt immer mehr. Was ist mit Naweeda geschehen? Abschiedsvorbereitungen, der Rückflug nach Deutschland via Dubai ist bestätigt. Ein Besuch bei „Parsa“, einer Hilfsorganisation für Frauen, steht noch auf dem Programm. Mary, die Chefin, ist auf Heimaturlaub. Aber die Stellvertreterin sei zum Gespräch bereit. Sie öffnet die Tür, begrüßt den Gast. Kurz schießt es durch den Kopf: Naweeda? Dann sagt die Vernunft: Die Frau ähnelt ihr zwar sehr, aber sie ist viel zu alt. Die Afghanin serviert Tee. Und dann plötzlich dieser lange Blick aus den tiefbraunen Augen. Sie ist es. Sie muss es sein. Naweeda. Sie ist um 20 Jahre gealtert. Die Afghanin erzählt. Wie sie Mädchen im Geheimen unterrichtet hat, dabei erwischt wurde. Wie sie ins Gefängnis geworfen wurde. Wie ihr nach Tagen die Flucht gelang. Noch in der Nacht, als sie Kabul hinter sich gelassen hatte, waren Taliban in das Haus, in dem ihre Mutter lebte, eingedrungen. Die alte Frau musste mit ansehen, wie die Gottesschüler das wenige Hab und Gut raubten. Naweeda suchte Zuflucht in Pakistan. Immer wieder zog es sie unter der Burka nach Kabul, zu ihrer Mutter. Nein, sie konnte es nicht glauben, als sie hörte, die Taliban seien nicht mehr an der Macht. Und trotzdem, sagt sie, sei sie von einer unerklärlichen Hoffnung heimgetrieben worden. Heim nach Kabul.

Naweeda. Sie weint. Vor Rührung, vor Schmerz. Die Umarmung ist beinahe endlos. Sie sagt: „Ich werde Dir etwas Wundervolles zeigen.“

Das gelb-weiße Taxi holpert durch die Straßen von Karte-Zee, eines elenden Stadtviertels von Kabul. Aus den offenen Straßengräben stinkt es zum Himmel. Vor einer Mauer lässt sie den Fahrer anhalten. Sie klopft an die Tür, ein Junge öffnet. Naweeda führt in den Hinterhof. Ein Miniraum. Darin sitzen eng beieinander rund 20 Mädchen und Frauen auf dem Boden, lernen, was das Zeug hält. Jede hat einen Block und ein paar Buntstifte – ein Geschenk von Spendern. Mehr als 100 Mädchen und Frauen stehen auf der Warteliste. „Wir haben die Steinzeit hinter uns“, sagt Naweeda und fügt fast flehentlich an: „Es kann doch nur noch aufwärts gehen.“

Gaza-Streifen

Ein Gefängnis für 1,4 Millionen Menschen

GAZA - Israel hat mit den Bauarbeiten für einen Elektrozaun zum Westjordanland begonnen. Er soll palästinensischen Terroristen das Eindringen in den jüdischen Staat erschweren. Entlang der Grenze zum Gaza-Streifen gibt es schon einen solchen Zaun. Er hat die Einwohner des Küstenabschnitts von der Außenwelt abgeschnitten.

Von dpa-Korrespondent
Christian Fürst

Im Gazastreifen leben 1,4 Millionen Menschen seit acht Jahren wie in einem Hochsicherheits-Gefängnis. Der von Israel 1994 gebaute mehr als 45 Kilometer lange Sperrzaun macht ein Entkommen unmöglich. „Die Menschen leben hier wie im Getto“, meint eine Ausländerin, die seit Jahren mit ihrem palästinensischen Mann und ihren Kindern in der Stadt Gaza lebt. „Wir kommen hier nicht mehr raus, aber wir können uns selbst im Gazastreifen nicht mehr frei bewegen.“

Doch für die israelische Armee, die am Sonntag mit dem Bau einer ähnlichen Sperranlage zum Westjordanland begann, sind die Leiden der palästinensischen Bevölkerung zweitrangig. „Wir haben eine klare Aufgabe: den Schutz der jüdischen Bevölkerung in Israel vor dem Terrorismus. Und das haben wir durch den Zaun erreicht“, heißt es im Hauptquartier der Armee in Gusch Katif.

Die Armee hat in den vergangenen Jahren das Überwachungssystem entlang der Grenze zwischen dem Gazastreifen und Israel perfektioniert. An der 45 Kilometer langen Ostgrenze des Streifens errichtete sie einen hohen Zaun, der durch Bewegungsmelder, Fernsehkameras und Radar gesichert wird. Wachposten, die oft mit Soldatinnen besetzt sind, ergänzen die Überwachung. „Gelegentlich setzen wir auch unbemannte Flugzeuge ein“, erläutert der Oberbefehlshaber für das südliche Israel, General Doron Almog.

Auch das umfangreiche Netz an Spitzeln und palästinensischen Kollaborateuren, die die Geheimdienste über geplante Anschläge und „Ausbruchs-



Ein Hamas-Mitglied während einer Demonstration in Gaza: Der Sperrzaun soll verhindern, dass solche Palästinenser Israel erreichen. Foto: rts

versuche“ informieren, hat dazu beigetragen, dass seit Beginn der Intifada vor fast 21 Monaten nur zwölf Palästinenser den Zaun überwinden konnten. „Zum Glück waren keine Selbstmordattentäter darunter“, erklärt ein hoher Offizier nicht ohne Stolz. Auch über das Meer, das ständig von israelischen Patrouillenbooten überwacht wird, gibt es kein Entkommen.

Für die palästinensische Bevölkerung, die zum Teil seit acht Jahren in dem 360 Quadratkilometer kleinen Gebiet eingesperrt ist, hat die Einzäunung Folgen. „Etwa 90 Prozent aller jungen Leute haben den Gazastreifen nie verlassen“, schätzt der Psychologe Ahmed Abu Tauachina. Vor allem seit Beginn des jüngsten Konfliktes im September 2000 sind sie fast völlig der Willkür der Besatzungsmacht ausgeliefert.

Seit Beginn der Intifada sind die Grenzübergänge geschlossen worden. Und die Explosion der Gewalt palästinensischer Extremisten gegen die Besatzungsarmee und die 19 jüdischen Siedlungen und ihre 6000 Bewohner hat zu einer weiteren Eskalation geführt. „Zum Schutze der jüdischen Be-

völkerung“, sagt der israelische Befehlshaber im Gazastreifen, General Israel Siw, ist das extrem dicht besiedelte Gebiet seit Monaten in drei Teile geteilt.

Bei den Betroffenen ist die fast totale Isolierung nicht ohne Folgen geblieben. „Der Dauerdruck und dazu noch die ständigen israelischen Angriffe haben Wirkungen auf die Psyche der Menschen“, berichtet Psychologin Tauachina vom Behandlungszentrum für psychische Erkrankungen in Gaza. „Die Menschen leiden immer stärker unter der Hoffnungslosigkeit und der eigenen Ohnmacht.“

Aus Sicht der israelischen Armee sind jedoch die totale Isolation des Gazastreifens und die Machtpolitik im Innern des Gebietes ein militärischer Erfolg. Letztlich sei es gelungen, auch die Siedler weitgehend vor den Angriffen der Extremisten zu verteidigen. Aus diesem Grunde befürwortet er auch den Bau eines Sperrzauns an der Grenze zum Westjordanland. „Ich bin dafür zwar nicht zuständig. Ich empfehle aber, das Modell Gazastreifen auch hier zur Eindämmung des Terrorismus zu benutzen.“